

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage "Neue Welt" inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungssatz Nr. 4627) vierteljährlich 2,10 M., für 3 Monate 1,40 M., für 1 Monat 70 Pfg., erst. Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5-spaltige Zeile ober deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Ausgegebenen Inserate können nicht wieder zurückgegeben werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Ueber Alkoholismus.

Leipzig, 20. August.

Die Alkoholfrage wird in den letzten Jahren von einigen Genossen innerhalb der deutschen Partei in den Vordergrund zu stellen versucht. Der Antrag, sie auf einem Parteitag als offizielle Parteiangelegenheit mit zur Beratung zu stellen, der in Lübeck noch abgelehnt wurde, wird sicherlich in München wiederkehren. Ist seine Annahme zu empfehlen oder nicht?

Wir glauben, es wird darüber nur eine Meinung unter den Parteigenossen herrschen, daß die Einschränkung des übermäßigen Trinkens sehr wünschenswert ist, und daß deshalb auch auffällige Vorträge über die schädlichen Wirkungen des Alkohols durchaus angebracht sind. Diese Uebereinstimmung sollte eigentlich selbstverständlich sein. Es ist gleichwohl nicht überflüssig, sie hier ausdrücklich zu konstatieren, denn die Alkoholgegner verwenden in ihren Schriften und Reden viel Zeit und Mühe darauf, nachzuweisen, daß eine Bekämpfung der Trunksucht nötig ist, und erwecken dadurch leicht den Anschein, als ob es inner halb der Partei ernst zu nehmende Streitigkeiten gebe, die dem übermäßigen Saufen das Wort reden. Wir bestreiten nachdrücklich, daß dies der Fall ist; darüber, daß gegen die übermäßige Trinkeret angefaßt werden muß, die den Arbeiter noch mehr verblödet, als sein jammervolles Leben in der Fabrik, darüber sind wir alle einig. Nur über die Frage, wie dieser Kampf am besten zu führen sei, von welchen Mitteln ein Erfolg zu erhoffen sei, gehen die Meinungen auseinander. Und wenn wir dagegen sind, daß der Alkoholismus als Parteiangelegenheit behandelt werde und daß ein Parteitag sich damit beschäftigen, so vornehmlich auch deshalb, weil wir uns davon nicht den allergeringsten Erfolg versprechen.

Ohne also weiter ein Wort darüber zu verlieren, daß die Einschränkung des übermäßigen Trinkens höchst wünschenswert ist — denn das ist einfach selbstverständlich — wenden wir uns sofort der Frage zu, wie das am besten gemacht werden kann.

Auch hier kommt zunächst wieder der einfache „gesunde Menschenverstand“ zur Geltung. Man sieht die Dinge, wie sie auf den ersten oberflächlichen Blick zu sein scheinen, und überlegt folgendermaßen: Wenn die Menschen nicht trinken würden, könnte der Alkohol seine schlimmen Wirkungen nicht ausüben. Also gründen wir einen Verein, dessen Mitglieder sich auf ihr Wort verpflichten, keinen Alkohol mehr zu trinken, und sehen wir zu, alle Proletarier in diesen Verein hineinzubringen. So ungefähr machen es die Genossen in Belgien, und darauf zielen auch die in Deutsch-

land bestehenden Vereine, Guttempler, Blaues Kreuz u. s. w. ab. Nur daß in Belgien die Sache als Parteiangelegenheit betrachtet wird.

In der That, eine Lösung von verblüffender Einfachheit! Es läßt sich gar nicht bestreiten: wenn alle Menschen den Mäßigkeitsvereinen beitreten und wenn dann alle Mitglieder ihr Versprechen auch halten, so ist die Trunksucht ohne viel Federlesens aus der Welt geschafft.

Ah, wenn es doch auf so einfache Art ginge! Aber wer erkennt nicht in diesem Gedankengang alles wieder, was die bürgerliche Anschauung seit Jahrhunderten sagt, und was der Sozialismus bestreitet? Es ist durchaus kein Zufall, wenn die meisten deutschen Sozialisten sich mit solchen Gründungen nicht befremden können. Es liegt das durchaus nicht nur daran, daß bei uns in Deutschland solche Mäßigkeitsbestrebungen zuerst von den Modernen ausgingen. Sondern der Sozialist, selbst der wenig Gebildete, fühlt mit Sicherheit heraus, daß ein solcher Gedankengang nur auf dem Boden bürgerlicher Weltanschauung erwachsen kann: den Menschen geht es schlecht, weil sie selbst schlecht sind; mühen sie sich bessern, dann wird's ihnen auch besser gehen. Ist das nicht der alte Sang, den wir unter hundertlei verschiedenen Formen immer wieder von bürgerlicher Seite zu hören bekommen? Ist es nicht der Sang, mit dem die kapitalistische Welt seit je ihr Gewissen eingelullt hat gegenüber den Opfern ihres Bereicherungsstrebes? In Grunde geht nur, wer nicht tüchtig ist. Und wenn Tausende und Abertausende untergehen, was geht's uns an? Sie sind selbst schuld daran. Ein jeder ist seines Glückes Schmied.

Das ist kapitalistischer Grundsatz gewesen von jeher. Und gegen diesen Grundsatz hat sich der wissenschaftliche Sozialismus erhoben und hat ihn als falsch nachgewiesen. Er hat gezeigt, daß der Mensch nicht seines Glückes Schmied ist, sondern vielmehr ein Produkt seiner Verhältnisse; daß ein jeder nicht so wird und handelt, wie er will, sondern wie er durch die Verhältnisse gedrängt wird.

Wenn man nun sagt, die Menschen trinken, weil sie unmäßig sind; sie müssen nur nicht trinken wollen, dann ist's mit der Trunksucht vorbei — was heißt das anders, als jenen alten, falschen kapitalistischen Satz aufs neue anzuwenden? Für uns Sozialisten ist der Trinker so gut ein Produkt seiner Verhältnisse; wie jeder andere mit Fehlern behaftete Mensch. Nehmen wir doch sogar den Verbrecher in Schach und machen nicht ihn für seine That verantwortlich, sondern die bürgerliche Gesellschaft, die ihn so hat werden lassen. Und zu dem Zweck, den Verbrecher zu bessern, verworfen wir jede Strafe und jedes Moralpredigen, und verlangen statt dessen ganz bestimmte Maßregeln sozialpolitischer Art: bessere Erziehung, bessere Lohn- und Arbeitsbedingungen u. s. w. Beim Trinker soll das nun alles

anders sein? Da soll mit einemmal der bloße Wille zur Besserung genügen? Da soll das Moralpredigen richtig sein? So leicht ist die Sache nicht. Sondern ebenso wie das Verbrechen nur die an der Oberfläche erscheinende Folge tiefer sozialer Ursachen ist, genau so liegt es auch mit der Trunksucht. Und wer sie wirksam bekämpfen will, der muß zuerst diese tiefen Ursachen aufdecken und ihnen zu Leibe gehen, nicht aber an dem oberflächlichen Symptom herumkurieren.

Es liegt uns nun sehr fern zu verkennen, daß unsere Genossen und auch andere Leute, welche über die Bekämpfung der Trunksucht anderer Ansicht sind als wir, darum doch recht viel zur Erkenntnis der wahren Ursachen der Trunksucht beigetragen haben. So hat z. B. Vandervelde, dessen Ansicht der unserer schnurstracks zuwider läuft, in einem kürzlich (Mitte März 1902) in der Neuen Zeit erschienenen Artikel recht schätzenswertes Material beigebracht. Noch wertvoller scheint uns die Broschüre des schweizerischen Genossen Otto Lang zu sein, der im großen Ganzen auch sich von der Gründung von Mäßigkeitsvereinen viel zu versprechen scheint. Gerade diese Arbeiten (und noch einige andere), die wir jedermann zur Lektüre nur eifrig empfehlen können, haben als Ursachen der Trunksucht im wesentlichen zwei Umstände nachgewiesen: das Wohnungssele und den Mangel an gutem Geschmack, das heißt die Unfähigkeit der meisten Menschen, edle Genüsse zu empfinden, eine Folge des total verkehrten Erziehungswesens unserer Zeit. Ueber das Wohnungselend sagt z. B. Otto Lang in der citierten Broschüre (S. 14):

Das Wohnhaus bildet einen Teil der Wohnung des Arbeiters. Es ist seine gute Stube. Wir brauchen Räume nicht nur zum Essen und Schlafen, sondern auch Räume, um unsere Ruhe zu genießen, und Räume für nützliche und gefällige Unterhaltung. Die Wohnung aber, die der Kapitalismus dem Arbeiter, namentlich der Arbeiterfamilie, zur Verfügung stellt, vermag dieses Bedürfnis nicht zu befriedigen. . . . Die freie Betätigung unserer Kraft im Genuß, in geistiger Unterhaltung, im geselligen Verkehr, das, was das Leben erst lebenswert macht, ist jetzt aufs engste verknüpft mit dem Wohnhaus, und den Aufenthalt im Wohnhaus müssen wir uns mit dem Alkoholenuss erkaufen. . . . Und ebenso verhält es sich mit dem öffentlichen politischen Leben. Auch sein Schauplatz ist das Wohnhaus.

Da ist einer der wichtigsten Gründe, der den Armen, den Arbeiter ins Wohnhaus und zum Trinke drängt. In seiner Wohnung, in seiner elenden Behausung kann sich der Arbeiter nicht wohl fühlen; da kann er mit gleichgesinnten Kameraden nicht zusammenkommen. Das kann er nur im Wohnhaus.

Wer aber ist schuld daran, daß der Arbeiter so elend wohnt? Sollen wir in einem sozialistischen Blatte wirklich erst noch auseinandersetzen, daß der Kapitalismus die Ursache

Seuiletton.

Das tägliche Brot.

Roman von Klara Diebig.

Trude hätte es am Abend nicht nötig gehabt, so lange auszubleiben. Als sie, zum erstenmal, seit Monaten wieder, sehr spät an die blaueklarte trommelte, trohigen Gesicht, den Hut verwegend auf dem verwehten Haar, öffnete ihr Orete und wisperte ihr zu, sie solle nur leise in die Kammer schleichen, Arthur sei nicht da. „Was, Arthur nicht gekommen? Das 's ja famos. Hätt ich das gewußt!“ Jetzt erst merkte sie, daß Orete weinte.

„Na, was 's denn schon wieder los? Dresche jektlegt?“

Orete gab keine Antwort, sie schüttelte nur den Kopf und schluchzte herzbrechend.

„Na, so was,“ sagte Trude leichthin. Das hatte für sie weiter kein Interesse. Sie war totmüde und empfand nur, erleichtert, die Wohlthat, jetzt in der Kammer schlafen zu können.

Aber allein genoß sie ihr Bett doch nicht; sie fand Bertha darin vor, die bei Elli auf dem Sofa hatte kampieren sollen, es sich jetzt aber, da Arthur nicht da, auf dem besseren Lager recht bequem gemacht hatte. Sie lag querüber, Trude mußte sie wecken, wenn sie auch Platz finden wollte.

Berschlafen fuhr Bertha auf. Als sie in Trudes bedroffenes Gesicht sah, lachte sie und wurde hell wach. Sie setzte sich schnell auf und stützte den Kopf in die

Hand; die langen blonden Haare rieselten ihr über den bloßen Arm. So sah sie zu, wie sich Trude beim Schein eines flackernden Kerzenstümpfchens entkleidete.

„Schön amüsiert, Fräulein Trudchen?“ Sie kniff die goldigen Wimpern zusammen und blinzelte schlau die andere an.

„Ne!“ Trude schleuderte die Stiefelchen aus, daß sie bis in die Ecke flogen.

„Na, seien Sie nur nicht so böse, Fräulein Trudchen! Was „er“ denn nicht da?“

„Wer „er“?“

„Na, ich meinte „er“! Sie wissen doch, Potsdamer StraÙe, fängt mit 'n B an!“

„Was geht mich der an?!“ Gusch war das Licht ausgeblasen und Trude im Bett.

Da lag sie ganz abgemattet und konnte doch nicht schlafen. Es drängte sie, Bertha über Leo Selinger auszufragen. Aber sich mit dem Dienstmädchen so vertraut machen — das paßte sich doch nicht! Und doch brannte sie vor Neugier.

Bertha half ihr aus diesem Dilemma, indem sie von selber zu schwätzen begann und haarflein alles über Leo Selinger berichtete. Das war mal einer!

Mit funkelnden Augen und fieberheißen Wangen lauschte Trude — dem gönnte sie's, daß die Bertha ihm ordentlich die Zähne gewiesen! Schade, daß sie ihm nicht auch so Bescheid gesagt hatte! Aber nun hatte er's doch noch gut gekriegt! Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust, und sie drückte Berthas Hand.

So kam es, daß sich in dieser Nacht eine rasche Freundschaft zwischen den beiden entspann. An Schlaf dachten sie nicht, sie erzählten sich zu interessant.

Mit dem Fräulein, das am selben Lager wie sie be-

diente, mit dem Bräutigam dieses Fräuleins und dem Bruder des Bräutigams, war Trude den Abend im Wintergarten gewesen, dann in einem Bierlokal und dann in einem Nachtcafé. „Sie können ja auch mal mitjehn,“ sagte sie zu Bertha. „Ziehen Sie sich recht die an, denn merkt Ihnen keiner was an. Ich stelle Sie als meine Cousine vor. Morjen abend, was?! Der Bruder hat mich nach Hause gebracht — nur bis in die Nähe, er braucht mich zu wissen, daß ich in'n Keller wohne — ich habe ihm zwar nicht versprochen, aber er wird schon wieder vorm Veschäft rumflankieren. Vielleicht, daß mir's mit Ihnen zusammen mehr Spaß macht!“

„Da wollen wer mal 'nen ordentlichen Fez mit de Jungens machen,“ sagte Bertha fröhlich.

Am Morgen waren sie endlich ein wenig eingeschlafen, da erweckte sie ein lautes Gemurmel von Mutter Reschke. Arthur war auch mit dem neuen Tag, wie die Mutter gehofft, nicht heimgekehrt. Der arme Junge! Nun war er so gekränkt worden, daß er wegelaufen war! Nun wurde er draußen in dem unsicheren Frühlingwetter naß, statt trocken bei Muttern, zu sitzen! Jedem, der in den Laden kam, erzählte sie, wie grauam Reschke ihren Arthur behandelt. „Er holt sich jetzt was, ach Totte doch,“ jammerte sie, „bei seine schwache Konstitution!“ Und sie nannte Reschke einen Mörder.

Den ganzen Tag konnte sie sich nicht beruhigen; auch Herr Reschke schlich umher, als hätte ihn jemand vor den Kopf geschlagen.

Gestern abend schon hatten sie das Zwanzigmarkstück vermisst, da sie immer noch Schluß des Ladens Kasse zu machen pflegten und dann das Geld unter ihr Kopfkissen legten. Wo war das Zwanzigmarkstück? Kein Winkel blieb unberührt. Es mußte gestohlen sein.